

## **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

### **Feldzugserinnerungen aus dem Kriegsjahre 1809**

**Kircheisen, Friedrich M.**

**Hamburg, 1909**

5. Aus den Denkwürdigkeiten einer Wiener Schriftstellerin von Karoline Pichler

5.

Aus den Denkwürdigkeiten  
einer Wiener Schriftstellerin  
von  
Karoline Pichler





## Vorbemerkung

**D**enkwürdigkeiten aus meinem Leben“ heißt der Titel des Werkes, dem die folgende Beschreibung der Besetzung Wiens durch die Franzosen entnommen ist. Die Verfasserin ist die bekannte Wiener Dichterin und Schriftstellerin Karoline Pichler, geborene Greiner.

Karoline Pichler (1769—1843) schuf in ihren „Denkwürdigkeiten“, die sie 1844 in Wien veröffentlichte, eins der besten und vielgelesenen Erinnerungswerke über österreichische Zustände in der Zeit von 1769—1843. Dank der zahllosen Verbindungen, die sie mit allen berühmten Persönlichkeiten unterhielt, weiß sie viel des Interessanten zu berichten und ihre Schilderungen durch manche wertvolle Beigabe über Personen und Zustände zu bereichern. Da sie sich selbst während der Bombardierung in Wien befand, ist sie am besten in der Lage, uns die Begebenheiten vor Augen zu führen; lassen wir ihr also das Wort.

F. M. K.



## Die Franzosen in Wien

**S**o verging das Jahr 1808 unter wechselnden, aber bedeutenden Ereignissen, und das ungleich wichtigere 1809 brach an.

Schlegel hatte eine Zeitung begonnen.<sup>1)</sup> Es war der „Österreichische Beobachter“, der damals zuerst erschien und so wie jetzt unter der Ägide und mithin unter der Aufsicht der Staatskanzlei oder eigentlich des Fürsten — damals Grafen — Metternich stand. Napoleon dehnte in Krieg und Frieden seine Macht immer weiter aus. Er eroberte durch seine Armeen und seine überraschende Taktik, die damals noch immer das Erstaunen und eben deswegen auch den Ruin der feindlichen Armeen verursachte, große Länderstrecken. Was er eroberte, behielt er beim Friedensschlusse und wußte nach dem Frieden, oder eigentlich während des Friedens, unter allerlei der nichtigsten Vorwände, womit er der Welt gleichsam spottete, mehr Länder zu besetzen, zu behalten und als direkte und indirekte Staaten seinem bereits nach der Universalmonarchie strebenden Reiche einzuverleiben, als ihm das Glück der Waffen verschafft hatte.

---

<sup>1)</sup> Friedrich von Schlegel, 1772—1829, trug viel zur Erhebung Österreichs bei. Aus seiner Feder stammten die Proklamationen an das österreichische Volk, und im Hauptquartier des Erzherzogs Karl redigierte er die österreichische Armee-Zeitung.

Die Freiheit der Presse war durch ihn vernichtet, ein ungeheures Lügensystem in den Zeitungen eingeführt und, in der Absicht, den englischen Hof zu zerstören, ganz Europa mit der Kontinentalsperre unter unerträglichem Drucke gehalten. Alles seufzte unter diesem Joche, die alten Throne wankten, und mit Bangigkeit sahen Völker und Einzelne dem Los ihrer künftigen Tage entgegen, dessen Bestimmung einzig und allein von dem Willen eines Mannes, dieses Napoleon, abhängig war, den jetzt so viele mit unbegreiflicher Vergessenheit alles einst Geschehenen als einen Verfechter der Völkerfreiheit und liberaler Ideen betrachten. — In ganz Deutschland, besonders nach dem Unglücke Preußens, gärte und kochte der Haß gegen diesen jetzt so gerühmten Freiheitshelden, und geheime Verbindungen knüpften sich an, um womöglich eine Reaction hervorzubringen. Es mag wohl sein, daß englisches Gold unter der Hand zu diesem Zwecke tätig gewesen war; soviel aber ist gewiß, und jeder Zeitgenosse, der jene Epoche mit erlebt, wird es zugeben müssen, daß ganz Deutschland sowie Österreich die Last jener Verhältnisse mit Schmerzen fühlte und einer Möglichkeit, sie abzuschütteln, mit banger Sehnsucht entgegen sah.

Ein schöner Geist fing an sich zu regen. Durch Bücher, durch Dichtungen, durch die Richtung, welche Kunst und Literatur auf vaterländische Gegenstände nahmen, bekamen diese höheren Wert für jeden, als sie vormals gehabt hatten. Die Idee des Vaterlandes, der Nationalehre, erwachte in den durch lange Gewohnheit und bequemes Hinleben im behaglichen Friedensstande der letzten Dezennien erschlafften Geistern, und es ist nicht zu leugnen, daß auch die romantische Poesie, indem sie eine bis dahin unbeachtete Vergangenheit aus ihren Gräbern aufrief und die alten Schätze deutscher Dichtkunst uns vor Augen führte, diesen Geist erhöhte und verstärkte.

Man fing an, das alte Deutschland zu lieben, man studierte seine Sitten, man erwärmte sich an dem ritterlichen frommen Sinne des Mittelalters und gewann das Land und die Landsleute lieber, denen man früher gern alles Ausländische vorgezogen hatte.

So war die allgemeine Stimmung, als Österreich den Krieg an Frankreich erklärte. Unser Freund Collin<sup>2)</sup> dichtete für diesen Zweck seine Landwehrlieder, welche mit Musik von Weigl am Ostersonntag vor einer gedrängten Versammlung von mehreren tausend Menschen im Redoutensaale gesungen wurden und in welche das Publikum, wo es anging, mit voller Seele und unter allgemeinem Jubel einstimmte. Welch ein Tag war das! Welche Stimmung unter meinen Mitbürgern, und wie — — doch ich will mir nicht selbst vorgeifen.

Die Regimenter fingen an, sich zu rühren. Die 6 Landwehrebataillone von Wien wurden organisiert. Viele angesehene junge Leute nahmen Dienste, darunter B. Steigentesch, und andere ausgezeichnete Offiziere schätzten es sich zur Ehre, sich an die Spitze eines der Bataillone zu stellen. Graf Hoyos — der Oberjägermeister — bewaffnete seine Bergbewohner, die Untertanen seiner Güter, und zog selbst als ihr Oberst mit ihnen aus, jedes Ungemach, jede Entbehrung, jede Gefahr mit ihnen teilend. Sie begleitete als Feldkaplan ein ausgezeichneter Geistlicher, Baron Sommerau-Beck, ein Jugendbekannter von mir, mit dem ich mehr als 20 Jahre früher manchen Walzer getanzt hatte. Damals dachte wohl niemand an eine solche Umgestaltung seiner Laufbahn; denn aus jenem fröhlichen Studentenleben trat Sommerau ins Militär, und es vergingen mehrere Jahre, während welcher niemand etwas von ihm wußte. Plötzlich, kurz vor meiner Verheiratung, verbreitete sich das Gerücht, Baron Sommerau habe sich dem geistlichen Stande gewidmet, und bald

<sup>2)</sup> Heinrich Joseph von Collin, 1771—1811.

darauf kam er nach Wien, besuchte uns freundlich, zeichnete sich sofort in seiner neugewählten Laufbahn als Seelsorger und Prediger aus, war Kaplan in mehreren Pfarren nacheinander, zog dann mit der Landwehr aus, der er als ehemaliger Militär von großem Nutzen war; erwarb sich auch in dieser Laufbahn Ehre und Achtung, wurde dann Domherr in Olmütz und ist jetzt — ich schreibe dies im Dezember 1836 — erwählter Fürst-Erzbischof von Olmütz! Per tot discrimina rerum!

Das berühmte Kürassierregiment Hohenzollern marschierte durch Wien, durch die kaiserliche Burg und schlug sein Werbezelt auf dem Burgplatze auf, wo sich sogleich zwei Fürsten Liechtenstein anwerben ließen. Ich sah die ganze Zeremonie mit wahrhaft klopfendem Herzen und unter frommen, aber zitternden Wünschen für den glücklichen Ausgang aller dieser Bestrebungen aus den Fenstern des kaiserlich königlichen Archivs an Hormayrs Seite an<sup>3)</sup>, der voll stolzer Hoffnungen war und sich anschickte, als Generalintendant nach Tirol zu gehen und dort den Landsturm gegen die Bayern und Franzosen zu organisieren. Es war wohl nur Zufall, aber doch ein böses Omen, daß er gerade am Charfreitag zu dieser Mission von hier abging.

Die Würfel waren geworfen, die Regimenter marschierten gegen den Feind. In unserm Kreise befanden sich mehrere Familien von Offizieren; die Frauen, die Verwandten sahen mit noch bangerem Gefühl als wir übrigen dem Schicksale der kommenden Tage entgegen; denn manche traurige Erfahrung von 1797, 1800, 1805, Preußens Schicksal in den Jahren 1806—1807 hatten uns die frohe Zuversicht in das Glück der österreichischen Waffen im Konflikt mit jenen bis dahin unüberwindlichen Armeen sehr geschwächt. Jedoch lebte noch manche

<sup>3)</sup> Joseph Freiherr von Hormayr, 1782—1848, österreichischer Geschichtsforscher, war 1809 Hofkommissar in Tirol.

freundliche Hoffnung in uns, gestützt auf die Größe und Wirksamkeit der Anstalten, auf den Ruhm des Erzherzogs Karl, der zum Generalissimus ernannt war, und den neuen patriotischen Geist, der die ganze Nation beseelte. — So vergingen einige Tage. Es waren, um den Schutz des Himmels für unsere wirklich gerechte Sache anzuflehen, Bittgänge angeordnet, an denen der Hof und die ganze Stadt teilnahmen. Ehe der Tag zu diesen Prozessionen erschien, ereilten uns schon trübe, unglückverkündende Botschaften. Der Unfall bei Regensburg war eingetreten. Von einem Vorrücken oder Angreifen keine Rede mehr. Die Armee des Erzherzogs zog sich nach Böhmen. Mit welchen Gefühlen der Angst und inbrünstiger Andacht um Abwendung der abermals drohenden Gefahr wurde nun diese Prozession begangen!

Durch unsern werten Freund, Baron, jetzt Graf Rothkirch, der als Major vom Generalstabe mit der Armee fortgezogen war, bekam ich die erste ausführlichere Nachricht von jenen Unglücksfällen. Sein Brief, in sehr düsterm Tone geschrieben, war aus einem kleinen Flecken an der böhmischen Grenze datiert. Er schickte mir durch einen vertrauten Menschen einen Teil seiner Barschaft, seine Karten und eine Kasette mit Papieren, um es aufzubewahren. Während aber jene Truppe sich nach Böhmen gezogen hatte, war die feindliche Armee uns schon ganz nahe gekommen. Der Hof, die Kanzleien gingen fort, die kaiserlichen Schätze, Galerien usw. wurden eingepackt und entweder fortgesandt oder an verlässlichen Orten verborgen. Zum vierten Male hatten wir eine Invasion des Feindes mit allen ihren Schrecken zu befürchten, zum zweiten Male sollte sie wirklich über uns kommen, und um so furchtbarer, da man nicht bloß wie Anno 1797 daran dachte, die Stadt zu verteidigen<sup>4)</sup>, sondern wirklich allen

<sup>4)</sup> Während des ersten italienischen Feldzugs wäre Napoleon beinahe bis Wien vorgedrungen.

Ernstes die Anstalten dazu getroffen, die Basteien mit Kanonen besetzt, die Zugbrücken an den Stadttoren in Gang gesetzt wurden, und die Vorstädte folglich dem Feinde, oder dem Pöbel preisgegeben werden sollten.

Das war keine freundliche Aussicht, zumal für uns, die die Lerchenfelder Bevölkerung von der ersten Hand zu erwarten hatten. Meine Mutter, damals schon hochbetagt, überlegte, was zu tun sei. Viele rieten uns, von hier wegzugehen, und taten es selbst; andere zogen der persönlichen Sicherheit wegen vor, sich lieber in die zu belagernde Stadt einschließen zu lassen. Meine Mutter hatte schon früher, teils aus eigener Ansicht, teils auf den Rat eines sehr würdigen Freundes, des Waisenhausdirektors Vierthaler, sich entschlossen, in ihrem Hause zu bleiben. Und so blieb sie denn, und wir fingen an, für die ersten Tage der Unruhe und Verwirrung einige Vorräte an Mehl, Hülsenfrüchten, geräuchertem Fleisch, Schmalz usw. anzuschaffen und einstweilen auf dem Hausboden zu verwahren. Komisch war es bei aller Angst und Besorgnis, die uns drückten, das Benehmen mancher von den alten Frauen, den Gesellschafterinnen meiner Mutter, zu beobachten, und ich habe einige Züge aus jener Zeit in dem Charakter der Frau von Volkersdorf in meinem Roman „Die Belagerung Wiens“ aufbewahrt, wie sie von jeder Höckerin, jeder Magd sich Nachrichten holten, an die sie fest wie an offizielle Berichte glaubten; wie jedes ungewöhnliche Getöse sie in Angst versetzte, weil sie es für Schüsse hielten, und als die Feinde noch bei Linz standen, das Holzabladen in einer nahen Straße für fernen Kanonendonner gehalten wurde. — Zum Glück für mich waren aber auch klügere Frauen in unserm Kreise, welche doch selbst, als Offiziersfrauen, eher ein Recht gehabt hätten, ängstlich zu sein. Es war eine schöne Frühlingszeit im Anfang des Mai und unser schöner Garten in der Alservorstadt jeden Abend und oft auch während des Tages

der Sammelplatz des kleinen Kreises der Freundinnen und einiger hiergebliebener Freunde, welche die Nachrichten, die jedes vernommen, ihre Mutmaßungen, düsteren Besorgnisse oder geringen Hoffnungen einander mitteilten.

Indessen rückten die Feinde immer näher heran und drangen endlich bis in die Vorstädte. Jetzt hörte man wirklich ihre Schüsse ziemlich nahe; die Tore der Stadt wurden gesperrt, unsere Bürgerregimenter marschierten auf die Wälle und bedienten das Geschütz. Wie in der letzten türkischen Belagerung<sup>5)</sup> geschah der Angriff von der Seite der ungarischen Garde und der kaiserlich königlichen Stallungen gegen die Burgbastei und den kaiserlichen Palast. Hier stand einer unserer Freunde, der Hauptmann beim zweiten Bürgerregiment Barchetti, ein schöner junger Mann, mit seiner Kompanie. Eine französische Kugel riß ihm den Schenkel weg; er wurde in die Stadt hinab transportiert und starb noch dieselbe Nacht — vielleicht nebst wenigen Unbekannten das einzige Opfer von Bedeutung, welches die Beschießung gekostet hatte; denn er war ein hoffnungsvoller Mann in der Blüte seiner Jahre und Vater von mehreren Kindern.

Am Abend wurde das Schießen von beiden Seiten stärker. Lange bewahrten die Mauern der kaiserlich königlichen Stallungen die Spuren mancher Kugeln, welche von der befreundeten Stadt hinaus in die Vorstädte flogen. Mit dem Einbruch der Nacht schien die Beschießung der Stadt ernstlich zu werden, und in dem Maße, wie die Schüsse näher, dichter fielen, wuchsen natürlicherweise unsere Besorgnisse. Man berichtete uns, daß wir vom Garten aus die Richtung und den Weg der Kugeln sehen könnten. — Wir eilten in das Zimmer, welches in den Garten geht und das uns, freilich hinter Bäumen und von

---

<sup>5)</sup> 1683 wurde Wien von den Türken unter Kara-Mustafa belagert und von Rüdiger von Starhemberg heldenmütig verteidigt, bis die Stadt durch den Herzog von Lothringen und Johann von Sobieski entsetzt wurde.

andern Gebäuden versteckt, dennoch ziemlich richtig die Lage der Vorstädte, in denen die Franzosen mit ihrem Geschütze standen, und die Gegend der Stadt beurteilen ließ, wohin sie ihre Schüsse richteten und woher die unsrigen kamen. Mit bangem Mute standen wir, Frau von K., der jüngere Kurländer, ich und mein Mann am Gartenfenster und sahen von der rechten Seite herein — von der Gegend des Spittelberges — die Haubitzen der Franzosen als weißglänzende zitternde Schlangen hinfliegen — furchtbare Vögel, die Graus und Flammen dahin trugen, wohin sie trafen, während aus der Stadt links herüber in majestätischem Bogen rotlodernde Bomben sich erhoben und sich auf die vom Feinde besetzte Gegend herabsenkten. Das Krachen, der Donner des eifrig spielenden Geschützes, das in solcher Nähe auch bald uns selbst zu erreichen drohte, hatte schon an und für sich etwas sehr Beängstigendes; noch beängstigender aber war es für uns, als wir rechts hinüber, also in der befreundeten Stadt, eine Lohe um die andere auflodern sahen und unsere Phantasie freien Spielraum hatte, sich jeden oder jede unserer liebsten Freunde jetzt in Feuers- oder Lebensgefahr zu denken. Es war eine furchtbare Nacht — durch die Menschen dazu gemacht — während der Garten mit seinen Bäumen und Blumen, vom hellen Monde beglänzt, im tiefsten Frieden der Natur vor uns lag. — Pichler ging mit einer Seelenruhe, die ich mir wohl wünschen, aber nicht erlangen konnte, gegen 12 Uhr von uns weg, legte sich zu Bett und schlief richtig während des Kanonendonners, der bis gegen 3 Uhr morgens währte, ruhig ein. Wir übrigen brachten diese Stunden wach und in großer Unruhe zu, und ich stieg mehr als einmal zu meiner verehrten Nachbarin, der Baronin von Engelhardt, hinauf, um bei ihr, die als sehr gescheite Frau, als Gemahlin eines Militärs, welcher die Belagerung von Mainz<sup>6)</sup> mitgemacht hatte, mir

<sup>6)</sup> 31. März bis 23. Juli 1793.

gänzlich Unerfahrenen zu Rat und Trost sein konnte. Aber Trost gaben mir ihre Reden nicht, vielmehr gingen aus denselben größere Besorgnisse hervor, denn es wurde mir klar, daß die heutige Nacht nur erst der Anfang bedrängter Tage sein könne.

Endlich hörte der Kanonendonner auf; ich legte mich zu Bett und schlief ein paar Stunden. Als ich nach 6 Uhr in den Garten hinab ging und unserm alten Gärtner, der in seiner Jugend Kanonier gewesen war, von den Schrecken dieser Nacht sprechen wollte, sagte der alte Soldat ganz ruhig: „Gnädige Frau, das wird und muß noch ganz anders kommen. Jetzt werden die Franzosen die Dächer der nächsten Häuser am Glacis abdecken und die Kanonen dort hinaufpflanzen, dann wird das Schießen erst recht angehen.“ Des Mannes Meinung traf zu genau mit dem zusammen, was meine Freundin mir in der Nacht gesagt hatte, um mir nicht die lebhafteste Angst einzuflößen. — Indessen — kein Schuß ließ sich mehr weder aus der Stadt noch aus der Vorstadt vernehmen, und wie wir uns auf der Gasse umsahen, bemerkten wir zu unserer Beruhigung, daß auf den Dächern des Universalspitals, Findelhauses usw. schwarze Sicherheitsfahnen aufgesteckt waren, um die frommen Anstalten vor den feindlichen sowohl als freundlichen Kugeln zu schirmen; denn das durften wir unsern Siegern wohl zutrauen, daß sie solche Häuser, welche der leidenden oder der hilflosen Menschheit gewidmet waren, respektieren würden. Und sie taten es auch bei jeder Gelegenheit, sowie sie sich, als sie später die Stadt schon besetzt hatten, bei Unordnungen willig und gehorsam von unserer Bürgergarde arretieren ließen und so manchen „Staberl“ als das Organ der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ehrten.

Gegen 8 Uhr überraschte uns, und wahrlich nicht ganz angenehm, die unerwartete Nachricht, daß die Stadt übergeben sei und die Franzosen sogleich Besitz davon nehmen

würden. So waren denn alle die Anstrengungen, so manches Leben, welches für die Idee der Stadtverteidigung gefallen war, so viele Vorbereitungen und Entschlüsse vergeblich — und das Ganze eigentlich eine leere Ostentation gewesen! Da hätte man nicht bedurft, die Einwohner zu schrecken, sie so manchen Plackereien zu unterwerfen, so manches Haus den Flammen zu überliefern, so vieler Menschen Gesundheit und Leben, die in der Nacht des Bombardements gelitten, aufs Spiel zu setzen, wenn der Widerstand nicht länger als 24 Stunden dauern sollte. Wohl hatte die Vorstellung einer längeren Belagerung und dessen, was die Vorstädte hätte betreffen können, viel Furchtbares für uns; aber vieles, was nur im ersten Augenblick schreckte, war verschwunden, vieles hätte die Notwendigkeit ertragen gelehrt, zu vielem war ja jeder Österreicher entschlossen, wenn es das Wohl des Vaterlandes galt, um den Feind aufzuhalten und dem geliebten Erzherzog Karl die Möglichkeit zu verschaffen, sich mit seiner Armee von der Nordseite her der Donau zu nähern und vielleicht der bedrängten Stadt glorreichen Entsatz zu bringen. Was hätte man nicht gern dafür ausgestanden? — Das war nun alles vorbei! Von dem Bombardement, dem Abdecken der Häuser und dem Aufführen des Geschützes waren wir befreit. Kein Bürgerblut brauchte mehr vergossen zu werden; aber das Ganze, so wohlthätig und schonend es aussah, mißfiel doch den meisten.

Die Verbindung mit der innern Stadt war nun eröffnet, die feindlichen Truppen zeigten sich hier und dort und wurden nicht aufs Beste empfangen, wie denn einer ihrer Offiziere, und was die Sache noch schlimmer machte, ein Parlamentär oder sonst Beauftragter, auf der Laimgrube vom Pöbel mißhandelt und schwer verwundet wurde; denn der Haß gegen die Franzosen war ungemein groß unter dem Volke und war früher geflissentlich genährt worden. — Nun rückten die feindlichen Scharen förmlich

ein, und die Einquartierungen nahmen ihren Anfang. Der erste Besuch derselben im Jahre 1805 hatte uns mit der Idee, dergleichen Gäste aufnehmen zu müssen, vertrauter und ihr anständiges Betragen sie erträglicher gemacht. Aber nun trat eine andere Bedrängnis ein. Der Hof hatte sich samt allen Kanzleien, Schätzen, Kassen usw. nach Ungarn begeben, und mit Österreich, als einem vom Feinde besetzten Lande, sollte aller Verkehr aufhören. Wir wurden also von Ungarn, woher die Hauptstadt den größten Teil ihres Lebensunterhaltes bezogen hatte und noch bezieht, abgesperrt. Nun brach der Mangel an Brot, Fleisch usw. sogleich aus. An den Bäckerläden standen die Kunden oft halbe Nächte lang, um am Morgen, sowie geöffnet wurde, wenn auch selten ihren ganzen Bedarf, doch wenigstens einen Teil davon zu erhalten, und bei diesen drückenden Umständen hatte jede Haushaltung beinahe noch einige Fremde und oft sehr fordernde Gäste an ihren Einquartierten zu bewirten. Noch schmerzlicher indes als diese leiblichen Entbehrungen drückte uns alle der Mangel an zuverlässigen Nachrichten von dem öffentlichen Stande der Dinge, von dem, was unsere Armeen machten, wo sie standen, wie es den beiden Erzherzögen Karl und Johann erging, was wir für unser Geschick in diesen so wichtigen Verhältnissen zu hoffen oder zu fürchten hatten? Mit eifersüchtiger Strenge wußten die Feinde, die uns unter ihren eisernen Krallen hielten, jede Nachricht abzuhalten, und was unter der Hand einer dem andern mittheilte, hatte keine Autorität und erwies sich auch früher oder später als un- wahr. Das aber wußte man, daß der Erzherzog Karl am jenseitigen Donauufer lagerte und Erzherzog Johann in Eilmärschen nach der Schlacht von Caldiero<sup>?)</sup> über die steierischen Gebirge heranzog, um dem Feinde von hier entweder in den Rücken zu fallen, oder, den Umweg durch

<sup>?)</sup> Besser nach der Schlacht bei Sacile, worauf sich die Franzosen auf Caldiero zurückzogen.

Ungarn nehmend, sich mit seinem Bruder auf dem jenseitigen Lande zu vereinigen. —

So dauerte unsere bängliche Lage einige Tage fort, während welcher unser einquartierter Offizier, ein höflicher, selbst schöner, übrigens aber unbedeutender Mann uns benachrichtigte, daß wir ihren Kaiser in Schönbrunn bei einer Revue, die er auf der Schmelz, den weiten Feldern zwischen Schönbrunn und der Lerchenfelder Linie, halten würde, sehr gut sehen könnten.

Ich fuhr also mit meinem Schwager Kurländer und Frau K. nach Schönbrunn. Hier war alles voll Menschen, Wagen und Pferden — herbeigezogen, wie wir, durch die Neugier, den ausgezeichnetsten Mann von ganz Europa zu sehen. Mir war schmerzlich zumute, ich kann es nicht leugnen, denn mein Gemüt ertrug nur mit Widerstreben das Gefühl des Fremdlingsjoches, und meine Erinnerungen führten mich in die Zeiten meiner schönen Kindheit und Jugend zurück, wo ich oft mit meinen Eltern hierher gekommen war und die edlen Gestalten der Mitglieder unseres Herrscherhauses in diesem Schlosse, in diesen Gärten gesehen hatte. Jetzt wimmelte es im Schloßhofe und vor demselben von den kaiserlich-französischen Garden in den geschmackvollsten reichsten Kostümen — obwohl etwas von den gewöhnlichen Formen unseres Militärs abweichend —, Husaren z. B. in Pantalons. Nie aber hatte ich auf einem verhältnismäßig kleinen Raum so viele schöne Männergestalten gesehen, als sich hier bei jedem Blicke zeigten, und es hatte das Ansehen, als wäre die Wahl bei der Aufnahme in diese Korps nach den Vorschriften eines Winckelmann<sup>8)</sup> oder solcher Meister bestimmt worden.

Eine gute Weile mußten wir mit unserm Wagen in der Allee halten und warten. — Endlich kam Bewegung in die überall zerstreute Menge der Zuschauer sowohl als

---

<sup>8)</sup> Johann Joachim Winckelmann, 1717—1768, Altertumsforscher und Kunsthistoriker.

des französischen Militärs, und nun erschien eine große Schar prächtig gekleideter Offiziere zu Pferde, die aus dem Schloßhofs über die Brücke sich der Allee näherten. Sie kamen uns nahe — Gold- und Silberstickereien bedeckten die dunklen Uniformen, Federbüsche von allen Farben schwankten auf den reich gallonierten Hüten, Mützen, Tschakkos usw. Es war die französische Generalität, und in der Mitte der glänzenden Schar — der kleine Mann in schlichter grüner Uniform, mit dem dreieckigen kleinen Hütchen auf dem Kopfe! Er war es — ich sah ihn ziemlich nahe und kann mir seine Gestalt, seine Züge noch jetzt vergegenwärtigen. Da ritt er, der fremde Eroberer — der Usurpator, der Feind unserer Nation — aus demselben Schlosse, über dieselbe Brücke, wo so oft die verklarte Theresia, der Kaiser Joseph, unser Kaiser Franz herausgefahren oder geritten waren! Mein Herz wandte sich mir in der Brust um bei diesem Anblicke, mit diesen Erinnerungen verallgemeinert, und ich konnte mich in jener tiefempörten Stimmung des Wunsches nicht erwehren, daß doch auf irgendeinem Baume dieser Allee ein Tiroler Scharfschütze verborgen sitzen und einen Tellschuß auf diesen mehr als Geßler tun möchte. —

Wieder vergingen einige schwergefühlte Tage auf die vorige Weise, und ein trübes Ereignis in unserm Hause diente nur dazu, den Eindruck, den unsere Lage auf die Gemüther übte, zu verstärken. Ich habe schon öfters meiner verehrten Freundin und Hausgenossin, der Baronin Engelhardt, erwähnt. Ihr Gemahl war Oberst vom Regiment Deutschmeister. Bei Ebersberg an der Traun, wo ein heftiges Gefecht vorgefallen war, wurde er, wie es schien, nicht gefährlich unter dem Knie verwundet. Er ließ sich nach Wien zu seiner Frau bringen, obwohl er hierdurch, da die Feinde sogleich einrückten, ihr Kriegsgefangener wurde. Niemand glaubte hier an Gefahr für den Verwundeten, er war vielmehr sehr heiter, und seine Frau

nährte schöne Hoffnungen einer frohen Zukunft. Da trat plötzlich der Starrkrampf ein, und keine Rettung war möglich! —

Indessen war Pfingsten herangekommen (die Franzosen waren am Himmelfahrtstage eingerückt).<sup>9)</sup> Es war ein wunderschöner Frühlingssonntag (21. Mai), als plötzlich ferner und doch lauter Kanonendonner an unsere Ohren schlug — das Kanonieren dauerte fort, wurde immer stärker, häufiger — es war eine Schlacht — es war die unvergeßliche Schlacht von Aspern, in der unser Erzherzog Karl zuerst den bisher Unbesiegten zum Weichen zwang. Zwar wußten wir von nichts mit Zuverlässigkeit, und alles, was man sich von Nachrichten zu verschaffen mochte, bestand in dererspähung jener Donaugegend, woher die Schüsse ertönten, nämlich bei der Insel Lobau, deren Namen man bei dieser Gelegenheit erst kennen lernte, von den Türmen der Stadt. Was uns aber noch mehr als der ununterbrochene Donner der Kanonen von der Wichtigkeit des Gefechts, das in unserer Nähe vorging und dessen Entscheidung so viel Einfluß auf unser Schicksal haben konnte, überzeugte, war die ungeheure Anzahl verwundeter Franzosen, welche an den beiden Schlachttagen, 21. und 22. Mai und noch mehrere Tage nachher, zu Fuß oder auf Wagen durch die St. Marxer Linie und bei der Leopoldstadt hereinkamen. Sie alle aber verrieten wenig oder gar nichts von dem, was jenseits der Brücken vorgegangen, sei es, daß strenge Gebote ihrer Vorgesetzten, sei es, daß eigene Nationaleitelkeit sie an der Bekanntmachung ihrer mißlichen Lage hinderten.

Den zweiten Tag dauerte die Schlacht fort bis gegen Abend, wo endlich das Geschütz verstummte; aber erst spät oder vielleicht — ich erinnere mich dessen nicht mehr — am andern Tage verbreitete sich heimlich und flüsternd das Gerücht von der Niederlage der Feinde, von der ge-

<sup>9)</sup> 11. Mai.

sprengten Brücke, von dem zahlreichen Korps der Franzosen, das auf der Lobau abgeschnitten stand, von der heimlichen und einsamen Rückfahrt des mächtigen Heerführers in demselben Kahne mit einem unserer kriegsgefangenen Generale (Weber), und nun erst wagte man sich zuhause, und unbelauscht von seiner Einquartierung, angenehmen Hoffnungen und tröstlichen Erwartungen hinzugeben. Es wurde uns mehr als wahrscheinlich, daß der Erzherzog einen mehr als glänzenden Sieg über unsere Unterdrücker erfochten hatte, und was im seinsollenden Spotte vom „Général Danube“ in den französischen Blättern stand, bestätigte eben, statt sie zu entkräften, unsere Vermutungen. Nun fingen wir an auf nahe gänzliche Befreiung zu hoffen, und das Betragen der Feinde selbst half diese Hoffnungen vermehren. Ja, man hat später erzählt, daß General Andréossy, der Kommandant der Stadt, schon Befehl hatte, mit aller Mannschaft, die hier lag, die Stadt zu räumen und den Rückweg nach Oberösterreich anzutreten.

Aber es verging ein Tag nach dem andern, und es geschah nichts. Noch immer liegt ein undurchdringliches Dunkel über den wahren aber geheimen Beweggründen, welche damals den Erzherzog abhielten, seinen Sieg zu verfolgen, über die Donau zu setzen und unsere Peiniger aus Wien zu verjagen. Ebenso unaufgehellet sind auch die eigentlichen Ursachen des spätern Unglücks bei Wagram und was die Veranlassung der nicht erfolgten Ankunft des Erzherzogs Johann mit seiner Armee aus Steiermark war.

Wir hatten indes unaufhörlich französische Einquartierung, die denn mit uns, wenigstens zu Mittag, an einem Tische saß. Im Ganzen durften wir uns nicht beschweren. Es waren meist höfliche bescheidene Leute und manche darunter, wie z. B. ein sogenannter aide-major und Chirurg, Mercier geheißten, sehr gebildete Leute, mit denen man ganz angenehm hätte verkehren können, wenn der Ge-

danke, in welchen Verhältnissen sie zu uns standen, mich wenigstens nicht immer gewaltig von den Franzosen, dem Feinde, abgestoßen hätte.

Zu unserer großen Erleichterung wurde endlich die Sperre zwischen Ungarn und Österreich aufgehoben. Es kamen wieder ungehindert Lebensmittel nach Wien, die Not und das Gedränge an den Bäckerläden hörte auf, und unsere Lage war dadurch merklich gebessert. Übrigens glich unsere Alservorstadt einem großen Spital. Sowohl in der Kaserne als im eigentlichen Zivil- und Militärspitale lag alles voll Verwundeter, und wenn sie soweit genesen waren, daß sie auf sein konnten, schlichen oder humpelten sie auf den Straßen umher und wurden bis zu ihrer völligen Heilung in die Privathäuser verlegt. So bekamen wir einen Halbkranken nach dem andern, konnten uns aber mit Grund über keinen beschweren, und, die stark vermehrten Ausgaben, die Beschränkung auf wenige Zimmer ausgenommen — da wir z. B. einmal 17 Personen im Hause hatten —, hatten wir im einzelnen wenig Verdruß. Nur litt wohl jeder, der Gefühl für das allgemeine Wohl hatte, durch die Vorstellung von dem, was uns alle als Österreicher noch bedrohte.

So kam der Monat Juli und mit ihm die Schlacht von Wagram heran. Kanonendonner, obwohl ferner als bei der ersten Schlacht, verkündete uns abermals einen wichtigen Tag der Entscheidung. Aber diesmal war es unsern Mitbürgern nicht vergönnt, von Kirchtürmen oder andern hohen Plätzen ferne Zeugen des Kampfes zu sein. Die Franzosen hielten alle diese Orte mit Wachen besetzt, die niemand hinaufzusteigen erlaubten, und nur, wenn sich hier und da in einem Privathause zufälligerweise ein solcher hochgelegener Raum, ein Turm usw. befand, war es einigen Personen möglich, etwas zu beobachten. Aber schon das Gehör belehrte uns, wie oben gesagt, daß diesmal der Schauplatz des Gefechtes viel weiter entlegen sei. — Den-

noch horchten wir mit banger Erwartung, ob der Schall des Geschützes sich näherte oder entferne. Das erste wäre uns ein günstiges Zeichen vom Zurückweichen der Feinde und dem Vordringen des Erzherzogs gewesen. Wirklich hörten wir mit unaussprechlicher Freude den Kanonendonner sich nähern. Man fing an zu hoffen — da sandte Napoleon den bayerischen Truppen, die wie alle abtrünnigen Rheinbündler ihre Schwerter gegen ihre Landsleute gezogen hatten und in der Gegend herumlagen, Befehl, über die Donau hinüber der französischen Armee, die der Erzherzog zum Weichen gebracht hatte, zu Hilfe zu eilen. Gegen 11 Uhr marschierten die Bayern unter demselben Fürst Wrede, der jetzt eine so schöne Besitzung in Österreich innehat, über die Brücken hinaus, und nicht lange darnach entfernte sich der Schall des Geschützes wieder. Mit trüber Ahnung sahen wir, was geschehen würde — die gehoffte Vereinigung des Erzherzogs Johann mit dem Heere seines Bruders erfolgte nicht. — Auch über diesem Faktum ruht jetzt noch, nach beinahe 30 Jahren, ein undurchdringliches Dunkel, aus dem Verschiedene, je nachdem sie zur einen oder andern Partei gehören, eine Schuld auf der Seite eines der beiden Brüder herausdeuteln wollen, das aber vielleicht erst die Folgezeit, wenn ira et studium aufgehört haben, richtig enträtseln wird.

Genug, die Schlacht ging, trotz ungeheurer Anstrengungen von seiten unserer Armeen, verloren. Unzählige Verwundete wurden wieder nach Wien und in die umliegenden Ortschaften verlegt, von wannen sie, wenn sie ein bißchen hergestellt waren, wieder in die Privathäuser einquartiert wurden. — Nun gab es wieder halbgenesene Offiziere bei uns, und überhaupt war die Stadt angefüllter als je. Alles wimmelte von kranken und gesunden Franzosen, und jetzt kam auch der unangenehme Nachtrab einer Armee, eine zahllose Menge sogenannter Employés, welche weit schlimmere Gäste waren, als die eigentlichen

258

Combattants. Unter diesen aber erwiesen sich im ganzen — Ausnahmen gibt es überall — meiner Erfahrung nach die Unteroffiziere, Sergeants-Majors und dergleichen großenteils als bescheidene, ordentliche Leute, bei denen man noch den Vorteil hatte, daß man ihnen das Essen auf ihre Zimmer schicken und sie nicht gerade an dem Familientische haben durfte. Sie waren meistens Bürgerskinder, Söhne stiller achtbarer Familien und nicht selten diejenigen, welche ihre wilderen Offiziere zu beschwichtigen und Ruhe und Ordnung im Hause zu erhalten verstanden. Mit freundlicher Empfindung erinnere ich mich noch eines Reiterunteroffizieres — „Brigadier du logis“ war sein Titel — eines hochgewachsenen Mannes von gesetzten Jahren und würdigem Aussehen, der, als meine Mutter ihn nebst seinen 3 Gefährten nicht aufnehmen wollte, weil das Haus schon überlegt war, sagte: „Gardez nous toujours, Madame, nous sommes des bons enfants.“ Und wirklich erwiesen sie sich als solche. Sie führten z. B. morgens ihre Pferde, wenn sie zur Revue sollten, am Zügel über den Hof und saßen erst vor dem Tore auf, um uns durch das Getrappel auf dem Hofpflaster nicht im Schlaf zu stören, und verhielten sich überhaupt sehr anständig. Wer weiß, auf welchen Schlachtfeldern sie nun begraben liegen!

Eines Tages muß ich an dieser Stelle erwähnen, der in seiner Art merkwürdig ominös und höchst unangenehm war: Napoleons Geburtsfest am 15. August, an welchem allen Bewohnern Wiens geboten wurde, in der Stadt und in den Vorstädten abends ihre Fenster zu illuminieren; eine befohlene Freudensbezeugung, die sonst gewiß unterblieben wäre und uns ahnen ließ, daß gar manchmal die Zeitungen uns ein ähnliches Fest als Ausdruck der allgemeinen Volksfreude berichtet haben mochten, das ähnlichen gebotenen Ursprungs war. — Ominös schien uns Wienern diese Vorbereitung zur Feier des Geburtstages unseres Drängers, aber es war uns befohlen, uns zu freuen, und

so stellte denn jedermann einige Kerzen vor die Fenster. In der Stadt waren sogar einige Transparente mit — ich erinnere mich nicht mehr — welchen Vorstellungen oder Sinnbildern zu schauen. Nur eins schien mir sehr merkwürdig, das sich, wenn ich nicht irre, in einer der von den in die Kärnthner- oder Bischofstraße ausmündenden Gassen bei einem kleinen Krämer befand. Es war ein mäßig großes Transparent mit folgenden Zeilen:

Zur  
Weihe  
An  
Napoleons  
Geburts  
FEST

und hieß eigentlich, wenn man die großen, mit anderer Farbe gezeichneten Buchstaben zusammenlas: ZWANGS-FEST. — Ein köstlicher Einfall! Er enthielt keine Schmäherung über den Dränger und drückte doch die Stimmung dieses Mannes, welche wohl die allermeisten Bewohner Wiens mit ihm teilten, auf sehr sinnreiche Weise aus.

Eine Marter eigener Art begann nun für uns Österreicher, die mit warmem Herzen an unserm Kaiserhaus und Vaterland hingen, und das waren die sukzessiven Nachrichten und Erzählungen von den Friedensartikeln, welche jetzt, da nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram Waffenstillstand geschlossen worden war, zwischen Champagne und dem damaligen Grafen Metternich abgehandelt wurden. Da uns alle verlässlichen Nachrichten unmittelbar von unsern Leuten fehlten, so mußten oder sollten wir alles glauben, was die Franzosen aus eigener Ansicht oder Großsprecherei uns aufheften wollten. Dazu kam noch, daß gar viele hier lebten, die es im Herzen mit den Feinden hielten und alles, was uns nachteilig klang, als das Wahrscheinlichste begierig auffaßten und eifrig verbreiteten. Daß Tirol, das edle treue Land, nachdem es

260

durch unsägliche eigene Anstrengungen sich selbst vom Joche der Feinde befreit hatte, doch wieder an Bayern verloren werden sollte, war schon ausgemacht und erregte den tiefsten unwilligsten Schmerz bei allen echt österreichischen Herzen. Aber die Grenzlinie der abzutretenden Länder wurde im Anfange, wenigstens durch das Gerücht, so nahe gezogen, daß man darüber hätte verzweifeln können. Allmählich aber erweiterte sich diese Schranke, ging über Steiermark hinaus und schloß sich zuletzt an das illyrische Königreich. Ich will auch glauben, daß dies nicht bloß Gerücht, sondern wirklich der Gang der Unterhandlungen war und daß der Sieger im Beginn seine Forderungen nicht hoch genug spannen zu können glaubte. Haben es seine Leute doch mit allen ihren Forderungen ebenso gemacht, und wenn sie schrieben: „Je vous invite“ (das war der Ausdruck) „de nous fournir 10.000 rations de pain, foin“ usw., so waren sie zuletzt mit 3.000 oder 4.000 auch zufrieden.

So kam endlich der Herbst heran und mit ihm ein Anfang des geselligen Lebens. Bei meiner treuen mütterlichen Freundin Vließ lernte ich zwei sehr ausgezeichnete Männer kennen, welche dem französischen Kaiser nach Wien gefolgt waren, den berühmten Reisenden Denon<sup>10)</sup> und den Grafen Alexander de Laborde.<sup>11)</sup> Der erste war wahrscheinlich jetzt während der Unterhandlungen berufen worden, um sich hier in Bibliotheken und Kunstsammlungen umzusehen und zu nehmen, was ihm und seinem Kaiser gefiel; de Laborde war mit der Direktion der kaiserlichen Domänen beauftragt, und der Tiergarten wurde damals ziemlich von Bäumen entblößt, welche die Franzosen fällen und verkaufen ließen. — Denon, ein ansehnlicher Mann von 60 Jahren ungefähr, dessen bedeutende Züge

<sup>10)</sup> Dominique Denon, französischer Kunstgelehrter und Maler, 1747—1825. Er war seit dem Kaiserreiche Generaldirektor der Museen.

<sup>11)</sup> Vgl. Seite 83, Anmerkung 40.

und halbkahler Scheitel an die Darstellungen des Apostels Petrus erinnerten, war im Umgange höchst angenehm und ganz so, wie ein echter Gelehrter, der zugleich weltmännisches Wesen hat, sein sollte. Sein vieles Wissen, seine zahlreichen Kenntnisse traten in der Gesellschaft nie ungerufen hervor. Nur ihr Resultat, eine geistreiche Unterhaltung und ein gebildetes, gründliches Urtheil über jeden vorkommenden Gegenstand, gab sich im Gespräche kund. Brachte man ihn aber geflissentlich auf irgend eine Sache, eine Begebenheit, die in sein Fach schlug, fragte man ihn geradezu um etwas der Art, dann gab er auch mit Redseligkeit Bescheid und wußte die Gesellschaft mit Anekdoten und einzelnen Zügen seiner Erlebnisse geistreich und belehrend zu unterhalten. — Wenn nun Denon durch Geist und Kenntnisse sowie durch sein von aller Pedanterie entferntes Betragen einen vorteilhaften Eindruck auf die Gesellschaft machte, so flößte de Laborde ein Interesse ganz verschiedener Art ein. Ohne Anspruch auf Schönheit zu machen, waren Figur und Züge dieses Mannes, der kaum sein 40. Jahr erreicht haben mochte, sehr angenehm. Vor allem hatte der ernste, beinahe düstere Ausdruck seiner blauen Augen etwas Anziehendes, sowie überhaupt sein ganzes Wesen durch diesen Ernst und eine gewisse ruhige Würde mehr etwas Deutsches als Französisches verkündete. Auch hatte er früher, wie ich erfuhr, während der Revolution, in der sein Vater und seine Brüder unter der Guillotine starben, eine Weile in österreichischen Kriegsdiensten als Rittmeister unter Kinsky-Chevaulegers gestanden und während seines damaligen Aufenthaltes in Wien sich viel auf der kaiserlichen Bibliothek aufgehalten, wo er sich wissenschaftlich beschäftigte und Deutsch erlernte, was er denn auch ziemlich geläufig sprach. Ich habe de Laborde viel seltener gesehen als Denon und eben deswegen, sowie auch seines ernsten, weniger mittheilenden Sinnes wegen nicht so viel mit ihm

als mit jenem gesprochen, aber die Erinnerung an ihn wird mir stets werter bleiben, weil in dem, was und wie er sprach, sich mir ein viel tieferes Gemüth und ein ernsterer Geist zeigte, als bei dem zwar liebenswürdigen, aber durchaus französischen Denon.

Allmählich kam es nun zum Friedensschlusse, und wie ungünstig dieser für Österreich ausfiel, wie das teure Tirol, die Lombardei, Venedig, Dalmatien, Kärnten mit Krain, Salzburg usw. verloren gingen, weiß die Welt ohnedies. — Es war eine schmerzliche Zeit für jeden, dem sein Vaterland teuer war.

Der französische Kaiser hielt sich nun meist in Schönbrunn auf, wohin er abwechselnd das deutsche Schauspiel und die Oper kommen ließ, um dort auf dem kleinen Theater des Palastes zu spielen. Denon hatte uns versprochen, uns einmal Billets zu verschaffen, und er hielt Wort. Mit Frau von Vließ fuhr ich in einem Postzug, mit 4 Maultieren bespannt, nach Schönbrunn. Die Equipage gehörte einem ihrer Bekannten, einem französischen General, und ich fand zu meinem Erstaunen, daß diese 4 sehr wohl gebildeten braunen Tiere mit uns so schnell davon liefen, als wären es englische Hengste gewesen, und durch nichts als durch die längeren Ohren an ihre Zwitterabkunft erinnerten. Im Theater, das sehr niedlich und wohlgebaut ist, angekommen, fanden wir die Galerien mit lauter französischer Generalität in strahlenden Uniformen besetzt, und Frau von Vließ nannte mir einige ihrer Bekannten. Der Vorhang war noch zugezogen, man wartete auf den Kaiser. Nachdem dies eine hübsche Weile gedauert und mir Zeit gelassen hatte, einen vergleichenden Rückblick auf unsern väterlichen Monarchen zu werfen, der stets die Ordnung selbst war, pünktlich die Stunden einhielt und nie das Publikum oder die Behörden warten ließ, erschallte plötzlich gegen 8 Uhr ein jäher und lauter Trommelwirbel, der die Ankunft des Kaisers verkündete, und ich konnte

abermals nicht umhin, dies unfreundliche Getöse mit dem unheimlichen Grolle zu vergleichen, womit bei uns eine Feuersbrunst, folglich ein Unglück, angekündigt zu werden pflegt. Ach, ein Unglück, und ein großes, war ja für uns die Anwesenheit dieses Mannes im Lustschloß unseres Monarchen! — Er kam und setzte sich, ein Komödienbuch in der Hand, in der Loge nieder; hinter ihm standen seine Adjutanten oder wer die Herren waren; einen darunter, General Duroc, nannte mir meine Freundin. Da war er nun, der Erderschütterer, der Mensch, der an allen Thronen Europas gerüttelt, manchen schon umgestürzt, manchen seiner besten Grundfesten beraubt hatte! Was konnte er noch tun wollen, er, dem, wie es schien, nichts unmöglich war, und in dessen absoluten Willen unser aller Geschick gegeben schien?

Das waren meine Gedanken, während ein Akt des Sargines und dann ein kleines Divertissement vor uns aufgeführt wurden, auf welches meine Seele viel weniger achtete, als auf den Furchtbaren da oben in der Loge — den ein Schuß von geschickter Hand, so wie er sorglos dasaß, herabstürzen und somit allen seinen welterobernden Plänen und dem Elend, das er über die Menschheit gebracht hatte und noch bringen konnte, ein Ende hätte machen können. Jener Erfurter<sup>12)</sup>, der bald darauf bei einer Revue in Schönbrunn ergriffen wurde, mochte Ähnliches gedacht haben. — Viele, viele Menschen in Deutschland dachten damals ebenso, und jetzt, wo dies unheilbringende Meteor schon lange vor seinem wirklichen Tode einsam erloschen ist, jetzt sehen so viele einen Verfechter der Freiheit, einen Helden der Humanität in ihm und scheinen alles vergessen zu haben, was sie selbst oder ihre Eltern durch ihn gelitten. Wohl mag sein tragisches Geschick viel zu dieser versöhnenden, milderer Ansicht beigetragen haben. Auch ich bin weit entfernt, das Mit-

<sup>12)</sup> Vgl. Seite 190, Anmerkung 16.

gefühl zu tadeln, das jeden wohlgesinnten Menschen ergreifen muß, wenn er sich diesen Mann, dem einst ganz Europa gehorchte, der „nutu tremefecit olympum“<sup>18)</sup>, dessen Willen durch 12—15 Jahre das Gesetz der Welt war, als Gefangenen und als hart gehaltenen, despotisch behandelten Gefangenen seiner erbittertsten Feinde, dort auf dem einsamen Eiland, von Weib und Kind getrennt, denkt. — Ebenso wenig konnte oder kann ich in das Urteil derjenigen einstimmen, welche in Napoleon einen grausamen Tyrannen, einen fühllosen Krieger sahen. Jene Befehle „de balayer le pont“ — nämlich von den Donaubrücken die Verwundeten mit den Toten ins Wasser zu werfen — jene Vergiftung der Pestkranken in St. Jean d’Acre usw. müssen — wenn sie je wahr waren — ihm gewiß nur durch eine zwingende Notwendigkeit, die sein militärisches Genie als solche erkannte, aufgedrungen worden sein. Wie immer die Beschuldigungen gestellt werden mögen — so viel ist sicher, daß sein Übermut ihn leitete und endlich verleitete, Rußland in seinem furchtbaren Klima aufzusuchen und bezwingen zu wollen. Damals, wie ich ihn so im Theater in der Loge unserer Kaiser sitzen sah, faßte wohl weder ich noch sonst jemand die Möglichkeit, daß es dahin kommen sollte. Und ich betrachtete ihn, so lange ich dort war, immer mit dem Gefühl innerlichen Hasses.

Im Ganzen war auch seine Erscheinung nicht ansprechend. Zu klein und zu stämmig, um für gut gewachsen zu gelten, hatte seine Gestalt auch nichts Edles oder Imposantes. Seine Züge — das, was eigentlich die Physiognomie bildet, Augen, Stirn, Nase und Mund, — waren regelmäßig, das Kinn besonders schön, ganz antik aufgebogen wie an einem Antinouskopfe. Aber diese edlen Lineamente verloren durch die breite Fleischmasse des allzu vollen Gesichts, die sie umgab und nicht einmal

<sup>18)</sup> Durch seinen Wink den Olymp erzittern machte.

durch einen Backen- oder andern Bart begrenzt wurde, den größten Teil ihres Adels und ihrer Bedeutung. So bekam das Ganze — Gesicht und Figur zusammen — nach meinem Gefühle etwas Gemeines, und ich bedauerte, daß ich die Idee der tiefen und düstern Züge auf dem Kupferstiche, wie er in der Schlacht von Arcole die Fahne ergreift, gegen dieses wohlgenährte Prälatenantlitz vertauschen mußte.

Der Frieden war abgeschlossen, die Feinde sollten nun bald abziehen, und schon begann ein obgleich noch seltener Verkehr zwischen der Stadt und der noch fernen Armee. — Endlich verließen die fremden Truppen die Stadt und das Land, und nur wenige blieben in Wien, welche durch irgend ein noch zu verrichtendes Geschäft hier aufgehalten wurden. Nun durften wir endlich der Ankunft unseres Kaisers, des Hofes und der lange abwesenden Freunde entgegensehen. Welches Wiedersehen nach so vielen Leiden, nach so viel Unglück und Verlust im Vaterlande! Und wie geschah es so ganz anders, als es jedermann geglaubt hatte!

Es war am 27. November 1809 an einem trüben Herbstabend, wie sie in dieser Jahreszeit zu sein pflegen, als unser geliebter Kaiser, vermutlich um auf keine Weise Aufsehen zu erregen, in der Husarenuniform seines Regiments, wie man ihn hier nicht gewöhnlich zu sehen pflegte, nur vom Grafen Wrba begleitet, in einer unscheinbaren und, wie man erzählte, sogar bepackten Chaise zum Stubentor etwa um 4 Uhr nachmittags in die Stadt hereinfuhr. Aber sein Volk erkannte auf der Stelle den geliebten Vater. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Straßen. Alles lief zusammen, bald wurde der Wagen umringt und unter lautem Vivatrufen und dem Freudenjubel des Volkes in die Burg begleitet. — In der Burg angelangt, wo sich schon eine zahlreiche Menschenmenge sammengefunden hatte, war das Gedränge an und auf

der Treppe so groß, daß sie ihren geliebten Monarchen, wenn er es nur gestattet hätte, auf den Schultern bis in seine Gemächer getragen hätten. Binnen einer Stunde wußte man im ganzen Umkreis der weiten Vorstädte die frohe Kunde, und sowie es ganz dunkel wurde, entbrannte wie in allen Herzen, so auch in allen Fenstern der Stadt und Vorstädte eine nicht gebotene, nicht vorbereitete, eine wahrhaft aus Liebe und Treue improvisierte Illumination. — Die Leute waren ganz freudetrunken — der Kaiser war wieder da! die Feinde abgezogen — das alte Österreich konnte wieder ins Leben treten! Schwärmer und Raketen, Böller- und Freudenschüsse knallten den ganzen Abend und die Nacht durch die dunkle Luft! Es war ein großer, ein herrlicher Tag — um so größer, um so herrlicher, weil er nicht auf Sieg und Triumph folgte, sondern im Unglück, nach Verlust und Schmerzen die alte Liebe und Treue nur desto glänzender sich erwies.



